

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

150 (1.7.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 26

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 26.

Karlsruhe, Samstag den 1. Juli 1905.

25. Jahrgang.

Der weiße Schrecken in Paris 1871.

(Schluß.)

Sehr eindrucksvoll ist die am Schlusse des Bändchens angebrachte Erzählung eines alten ungenannten Mannes, der an mehreren Freiheitskämpfen teilgenommen, dafür in Frankreich, England und Italien schwere Strafen bezogen und seine Dienste auch der Pariser Kommune zur Verfügung gestellt hatte. Er sank, als Gustav Flourens, der edle Schwärmer, am 3. April bei dem Wirtshause von Chatou niedergeföhrt wurde, an seiner Seite aus mehreren Wunden blutend ohnmächtig zusammen. Als er zu sich kam, beugte sich ein Gendarm über ihn und sagte: „Nun, mein Lieber, jetzt wirst Du büßeln!“ Schon schlepte man ihn hin, aber ein Offizier winkt ab. „Der muß öffentlich in Versailles niedergeschossen werden!“ meinte er.

Nun wurde der arme Verwundete, der unfähig war, zu marschieren, auf einem Karren nach Versailles gebracht, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte und zum Tode verurteilte. Er mußte einen offenen Wagen besteigen, in dem sich schon vier gleichfalls zum Tode verurteilte Soldaten und fünf leere Särge befanden. Man fuhr nach Satou, wo die vier Soldaten vor den Augen des Kommandants erschossen wurden, als aber die Reihe an ihn kam, ergaben sich Schwierigkeiten. Er gehörte nicht zur Armee, durfte deshalb nicht von Soldaten, sondern nur von Stadtsergeanten hingerichtet werden, die aber nicht zur Stelle waren. Man brachte ihn also wieder auf den Wagen, und noch die fünf Särge auf, von denen vier nicht mehr leer waren, und fuhr nach Versailles zurück. Aber auch dort wurde die Todesstrafe an ihm nicht vollstreckt; mit vielen anderen Gefangenen steckte man ihn in einen Viehwagen, der sie nach dem Gefängnis von Belle-Isle überführen sollte. Während der Fahrt erkrankte einer von ihnen so schwer, daß man in der Verfahrnung, er würde sterben, Alarm schlug. Der Zug hielt, aber der Kommandant ließ, über die Störung äußerst aufgebracht, mehrere Schüsse gegen den geöffneten Wagen abfeuern und befahl, weiter zu fahren. Erst in der nächsten Station konnten die Leichen der Getöteten ausgeladen werden. Nach mannigfachen Irrfahrten und von dem Kriegsgericht zu Versailles neuerlich zum Tode verurteilt, kam unser Kommandant in die Kaserne von Noailles, wo er mit den gleichfalls zum Tode verurteilten Bourgeois Herpin-Lacroix und Verdaquer die Zelle teilte.

Eines Morgens im November 1871 trat der Wärtter, der trotz all seiner Varschheit ein gutes Herz hatte, in die Zelle und legte die Hand auf Bourgeois' Schulter, der noch im Bett lag.

„Man ruht Sie“, sagte er, „Heiden Sie sich reich an!“ Bourgeois folgte dem Befehl und frug an, was es denn eigentlich gebe.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte der Wärtter, „wahrscheinlich will man Sie nach einem anderen Gefängnis bringen.“

Am nächsten Tage während des Spazierganges im Hof näherte sich die Frau, von der die Gefangenen Schwären zu kaufen pflegten, unserem Erzähler.

„Da ist der Schinken“, sagte sie, „den Sie schon gestern bestellt und bezahlt.“

Er hatte zwar nichts bestellt und nichts bezahlt, aber da der Schinken in ein großes Zeitungspapier eingewickelt war, nahm er die Gabe an. Das Zeitungspapier enthielt die Nachricht vom Bourgeois' Hinrichtung. Auf so einfache Weise hatte die Frau aus dem Volke die armen Gefangenen auf ihre letzte Stunde vorbereitet, denn man wußte sie, daß sie an der Reihe waren. In die Zelle zurückgekehrt, nahmen sie den Wärtter ins Gebet.

„Wir sind doch Männer“, sagte einer von ihnen, „und wissen auch, daß wir Opfer sind. Und doch wünschen wir, wenn unsere letzte Stunde kommt, früher benachrichtigt zu werden, da möchte doch jeder stille Einkehr halten.“

Der alte Wärtter schüttelte traurig den Kopf. „Ich weiß ja nicht viel mehr, als Ihr, liebe Kinder“, sagte er, „nur eines kann ich Euch verraten. Ueber Eurer Zelle liegt das Mannschafszimmer der Gendarmen. Hört Ihr dort Lärm nach Mitternacht, dann ist Gefahr vorhanden, denn erst nach Mitternacht erhalten die Gendarmen ihre Befehle.“

Die armen Kinder waren nicht feig, aber wenn die Nacht kam, schliefen sie nicht ein, und wenn die Mitternacht schlug, saßen sie in ihren Betten mit offenen Augen da und lauschten mit verhaltenem Atem, ob sich dort oben in der Gendarmenstube nicht etwas regte. Zwei Nächte verließen ruhig, aber nach der dritten Mitternacht erhob sich in der Stube oben Geräusch und Lärm. Die letzten Stunden waren gekommen, aber wie eigentlich kam ihnen die Nacht, Verdaquer und Herpin-Lacroix waren wegen einer übrigens ganz geringfügigen Meinungsverschiedenheit in politischen Dingen in Streit geraten und suchten sich gegenseitig in heftiger und mitunter beleidigender Rede zu widerlegen, ohne darauf zu achten, daß jede Sekunde ein kostbarer, unwieberbringlicher Teil ihres zu Ende gehenden Lebens war. Nachdem es mit großer Mühe gelungen war, sie zu versöhnen, schrieben die Gefangenen die letzten Grüße an ihre nächsten Verwandten und Freunde, und dabei hörten sie mit geschärften Sinnen das Knarren der Türen, das Hin- und Hergehen der Wärtter, die Tritte der Gendarmen, die sich vor dem Gefängnis in

Reih und Glied aufstellten. So waren sie, ohne verständigt worden zu sein, bereit, ihren letzten Gang anzutreten. „Meine armen Kinder“, schluchzte der Wärtter, als er eintrat und brühte jedem die Hände. Aber nur Herpin-Lacroix und Verdaquer wurden zum Tode geführt, der Freund des Gustave Flourens blieb fast mit einem Gefühl der Scham und Enttäuschung zurück und erfuhr erst nach Tagen, daß die über ihn verhängte Todesstrafe in die Strafe der Verbannung nach Neufaleonien umgewandelt worden sei. Trotz seiner Wunden, die noch immer nicht geheilt waren, wurde er mit vierhundert anderen Unglückseligen auf ein Schiff gebracht, dessen Kapitän die Kommandos verabsäumte und mit ausgesuchter Grausamkeit behandelte. Als ihn unser Kommandant, über die unaufrichtigen Beleidigungen und Kränkungen entsetzt, einen Feigling nannte, wurde er zur Strafe in einen engen Raum in der Tiefe des Schiffes eingesperrt, wo er achtzig Tage lang mit gefesselten Füßen, fast ohne sich rühren zu können, die schrecklichsten Qualen erdulden mußte. Mit jedem Tage wurde die Hitze unerträglich, er ersäufte fast aus Mangel an Luft, am fürchterlichsten aber war der Durst. Jeden Morgen brachte man ihm einen Krug Wasser, aber so sehr er sich auch vornahm, damit zu sparen, stets trank er ihn mit der Bier eines zu Tode gekochten Tieres in einem Zuge bis zur Neige aus. Obwohl er wußte, daß es vergänglich war, schrie er nach frischem Trank, er leckte an seinen eisernen Fesseln, aber sie brachten ihm keine Kühlung. Seine Wunden eiterten und brannten und nichts, gar nichts vernahm er von der Welt, nur das Rauschen der Meereswellen klang an sein Ohr, die eintönig und endlos an die Schiffswände schlugen. Am traf es sich eines Tages, daß ihm der Krug Wasser nicht von einem Matrosen, sondern von einem Mitgefangenen gebracht wurde, der beim Anblick des gefesselten, wundenbedeckten Knochengerümpfes zusammenstürzte. Fast wäre es aus diesem Anlaufe auf dem Schiffe zu einem Kapitän den Gefangenen, nicht ohne ihn vernünftig zu beleidigen, aus seinem Verleß herabzuholen. Lange Jahre verbrachte der Unglückliche in Neufaleonien, aber niemals verließ ihn der Gedanke, sich für die unwürdige Behandlung auf dem Schiffe zu rächen. Als er endlich befreit in Dreß landete, begab er sich zuerst nach der Admiralität, um sich nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte des Kapitäns zu erkundigen. Man schickte ihn von Bureau zu Bureau, man blätterte lange in den Registern.

„Er ist vor drei Jahren gestorben!“ sagte man endlich. Daß ihm diese so heiß ersehnte Rache eingangen war, schmerzte den Heimgekehrten so sehr, daß er in Tränen ausbrach.

Wenn ich gemüßt hätte, daß der Kapitän ihr Freund war,“ entsetzt schrie sich der Beamte, „würde ich Ihnen die traurige Nachricht schonender mitgeteilt haben!“

Revolutionäre Kleinarbeit in Rußland.

(Nachdruck verboten.)

Ein russischer Parteigenosse schreibt uns: Sie haben keine Ahnung, wie es jetzt bei uns in Rußland zugeht. Das ist ein ganz anderes Leben wie früher in der Partei. Ich kann natürlich nicht urteilen, ob die revolutionäre Agitation in anderen Gegenden unseres großen russischen Reiches mit gleichem Feuerifer wie hier im Süden betrieben wird, aber hier bei uns ist es jetzt, um mit Putin im Süden zu sprechen, „eine Lust zu leben.“ Die Organisation der Massen macht rasche Fortschritte. Ob sie genügend stark und entwickelt sein wird, wenn die Revolution in hellen Flammen ausbricht, wer könnte das sagen? Nach meinem Empfinden kann der allgemeine, offene Aufruhr nicht mehr lange auf sich warten lassen. Das wird sich vollziehen mit der Gewalt eines Naturereignisses und es ist müßig, zu fragen, ob wir dann bereit sein werden. Die Hauptsache ist, daß jeder russische Revolutionär und ganz besonders jeder Sozialdemokrat weiß, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist.

Siehe möchte ich Ihnen nur einiges Erheiterendes und Unterhaltendes von der Kleinarbeit der Organisation der Arbeitermassen mitteilen: In meinem Abschiedsbrief teilte ich Ihnen meine Besichtigungen wegen der Grenze mit. Es ist aber alles gut gegangen! Eines meiner gefährlichsten Schriftstücke, nämlich eine auf ganz dünnes Seidenpapier geschriebene Liste von etwa 50 Adressen von Parteigenossen in Rußland, hatte ich zusammengerollt in einer Zigarette stecken. Diese hätte ich geraucht, sobald die Sache einen unangenehmen Verlauf eingeschlagen hätte. Aber wie gesagt, ich kam über die Grenze, als ob ich ein Beamter im Petersburger Ministerium gewesen wäre. Nicht einmal einen einzigen Finger brauchte ich rollen zu lassen, um die Herren Gendarmen in guter Laune zu halten.

Siehe in der Fabrikstadt, in der ich wohne, ist das schwierigste zurzeit die Aufbringung des Geldes. Die Arbeiter streifen meistens noch und haben kaum zu leben. Unsere Hauptquelle fließt aus den Taschen der liberalen Intelligenz, die gerne Geld geben, um sich so von wirklicher, gefährlicher Tätigkeit loszukaufen. Es ist auch besser so, denn im Verleß mit den Arbeitern würden sie mehr verderben, als gut machen. Unser Hauptziel ist darauf gerichtet, die geheime Organisation so auszubauen, daß auch dann, wenn alle Führer verhaftet werden sollten, die Organisation ruhig weiter

keiner davon zur Ausführung für geeignet erachtet. Die Stadtverwaltung wendete sich nimmehr durch die Vermittlung eines örtlichen Kunstverständigen an den in Florenz lebenden Bildhauer Beer, um einen von diesem entworfenen, den Schwanz sich von der Stirn wischenden, nur mit einer Schürze bekleideten Erdarbeiter als Brunnenfigur auszuführen zu lassen. Gegen dieses Projekt erhob sich bald lebhafter Widerspruch aus den Kreisen der Großindustriellen, der in einer mit zahlreichen Unterschriften bedeckten Protestschrift an die Regierung seinen dokumentarischen Ausdruck fand. Die Regierung hat nun als Aufsichtsbehörde über die Gemeinden die Ausführung des Projektes unterzagt, obgleich die Stadt durch einen von Monaten mit dem Künstler abgeschlossenen Vertrag kontraktlich gebunden und die Vorarbeit schon seit Wochen begonnen ist.

Es wäre interessant, den Wortlaut der Protestschrift kennen zu lernen, durch welche sich die Aufsichtsbehörde zu einem so monstreösen Zensurakt hat verführen lassen. Gegen den starken Eingriff in das städtische Selbstbestimmungsrecht, den dieses Verbot darstellt, werden es die Gemeindevorsteher wohl an der geeigneten Zurückweisung nicht fehlen lassen. Im übrigen hätte die Regierung im Interesse ihres eigenen Ansehens den Urheber des Protestes besser allein überlassen, sich durch eine derartige Behandlung ihres ästhetischen und sozialen Bewußtseins vor aller Welt zum Gespött zu machen.

— **Blau-weiße Angst vor dem Raften.** Man schiebt der „Frankf. Ztg.“ aus München: Das Bild von Leo Rus: Wachanale, dessen schon in dem Bericht über die Neunte internationale Kunstausstellung im Glaspalast Erwähnung geschah („Frankf. Ztg.“ vom 10. ds. Ms.), ist inzwischen aus der Ausstellung entfernt worden, und zwar, wie man hört, auf Verlangen der Regierung, dem das Bild sei „sittlich anstößig“. „Dreht euch nicht um, der Materialismus geht um!“ Das so anstößige Bild ist kleinen, unauffälligen Formats und stellt wilde Tiere im Kampf mit hochantiken Weibern dar, die nach uraltem Brauch selbst im allerchristlichsten Mittelalter nach zu sein pflegen. Was den Künstler bei dem Vorwurf reizte, kommt in dem Bild klar und unzweideutig zum Ausdruck, nämlich der koloristische Gegensatz von Tier- und Menschenleben und die wilden Bewegungen des Kampfes zwischen ihnen. Diese Bewegungen sind nun teilweise so ins Groteske gezogen, daß auch ein Gemüt, welches an Sympertrophie der Schamhaftigkeit leidet, vor ihm nicht erlöset, sondern lachen muß, herabhaft lachen, sieht es z. B., wie der wilde schwarze Hür links vorn dem Weib vor ihm in die Rippen tritt. Von Irgegendweicher Küssenheit kann absolut nicht die Rede sein. Es handelt sich um einen feinen, von malerischen Qualitäten, der einfach deshalb in die Ausstellung gehört, weil Leo Rus zu den hoffnungsvollsten Talenten der modernen Münchener Malerei zählt. Schamerlösen aber müssen alle Freunde Münchens, daß sich gerade diese Kunststadt vor Deutschland und dem Ausland (internationale Kunstausstellung) so blamieren muß. Und sittlich anstößig kann man zwar nicht das Bild, wohl aber, und mit gutem Grund, den Wunsch nach seiner Entfernung finden, denn es ist für jeden Menschen von gesundem, sittlichem Empfinden anstößig, wenn gellen Sittlichkeitsprüfungen, die kein Stück Weiberhaut sehen können, ohne unaufrichtigen Gedanken zu verfallen, Einfluß eingeräumt wird und wenn man die Sittlichkeit vorschickt, auf daß sie die Blässe der Furcht vor Alerikalem Gezeter im Landtag dede. Das hat die Kunst gerade um Bayern nicht verdient, selbst die moderne nicht!

Geschichtliches.

— **Hat Christus überhaupt gelebt?** Hierüber sprach Herr Schmitz-Breslau in Stuttgart im Saale der Arbeiterhalle. Weder Zeit, wie durch die wissenschaftlichen Forschungen nicht nur die Unhaltbarkeit der moaischen Schöpfungsgeschichte festgestellt, zahlreiche Unrichtigkeiten und Widersprüche in der Bibel aufgedeckt und viele Gestalten und Erzählungen derselben ins Sagenreich verwiesen wurden, sondern auch zum Entsetzen der Frommen die Existenz Jesu bezweifelt werde. Schon vor sechzig Jahren hat Bruno Bauer Christus als eine erdichtete Person bezeichnet, inzwischen ist trotz heftigen Bemühens orthodoxer Theologen nichts historisch Sicheres über ihn bekannt geworden, und erst kürzlich haben die protestantischen Pfarrer Kalkhoff und Steudel die Ansicht ausgesprochen, daß es sich nur um eine Idealfigur handle, um eine Personifizierung von Ideen, entstanden aus den sozialen Strömungen, den Sklavenkämpfen usw., der damaligen Zeit.

Nicht selbst geht nicht soweit; er nimmt an, daß eine Persönlichkeit, die so lebendig in den Erinnerungen der nächsten Jahrhunderte fortlebte, auch existiert habe. Geschichtliche Beweise haben wir indessen nicht von Christus, und all die vielen Wunder und ihm zugeschriebenen Weisheiten und Aussprüche sind Ausschmückungen einer späteren Zeit. Wer an ihn festhalten wolle, möge dies nicht im engherzigen Glauben an Formen und Dogmen tun, sondern er möge ihn ehren wie Tausende anderer Kämpfer, die auch für ihre Ueberzeugung, für Gutesfortschritt, Gerechtigkeit und Menschlichkeit eingetreten seien. Die angebliche Stärke des Protestantismus, die Autorität der Bibel und die Schriftforschung führe in wachsendem Maße zur Selbsterziehung desselben, während beim Katholizismus trotz der starken Organisation neben dem geistigen Zwang namentlich die riesige kapitalistische Macht der Kirche die Ursache des Aufwachsens der verarmten Völker sei und den Zusammenbruch besämen. Weder schloß unter lebhaftem Beifall mit der Aufforderung, stets tatkraftig einzutreten für Gutesfreiheit, kulturellen Fortschritt und gesellschaftliche Verbollkommnung.

Erdkunde.

— Die Erforschung des Nordpols. Leutnant Peary tritt am 4. Juli von Neuyork aus eine neue Reise zur Erforschung des Nordpols an. Sein Schiff heißt „Roosbeelt“ und ist 1500 Tons groß. 70 Matrosen, seine Frau und seine zwölfjährige Tochter begleiten ihn. Leutnant Peary hatte im Sommer 1899 seine erste Polarfahrt begonnen

und hatte am 15. April 1900 aus Fort Conger die letzten Nachrichten in die Heimat gelangen lassen. Er war dann mit sechs Begleitern an der Westküste Grönlands bis 83 Grad 50 Fuß nördlicher Breite vorgebrungen. Er wurde schließlich am Kap Sabine bei vortrefflicher Gesundheit angekommen. Er führt jetzt Vorräte für zwei Jahre mit und meint, sein Schiff sei stark genug, um sich durch das Eis einen Weg zu bahnen und Hindernisse zu überwinden, denen frühere Unternehmungen unterlegen sind. Er gedenkt seine Station an der Küste von Grönland im September zu errichten und dann während der dunklen Wintermonate eine Anzahl Vorratslager anzulegen. Bei Eintritt des Tageslichtes will er mit Eskimos nordwärts dringen, um die letzten 490 englischen Meilen zurückzulegen, die von der nördlichen Küste von Grönland zu dem Nordpol über unbekanntes Land und die zugefrorene See führen. Gattin und Tochter des kühnen Forschers bleiben an der Küste von Grönland an Bord der „Roosbeelt“ zurück. Sie waren nicht davon zurückzubalten, den Gatten und Vater bis in die eisigen Polarregionen zu begleiten.

Kleines feuilleton.

— **Das Ende der Trommel im französischen Heere.** Aus Paris wird der „Ndn. Volksztg.“ berichtet: Es ist beschlossen, die Trommel im französischen Heere abzuschaffen. Man beklagt ihr Ende, aber man glaubt zu dieser Maßregel gezwungen zu sein, weil es bei der zweifelhafte Dienstzeit kaum möglich scheint, einen tüchtigen Trommler heranzubilden. So hält denn der „Gaulois“ schon heute der Trommel, die eine ruhmreiche Geschichte hinter sich hat, die Grabrede. Besonders in den Kriegen der Revolution und des ersten Kaiserreichs haben eine Anzahl Trommler sich großen Ruhm erworben. Einer der berühmtesten war Andre Etienne, der kleine Trommler von Arcole, der in vielen Hildebügen der Zeit verherrlicht wurde und auch im Pantheonfries Davids einen Platz fand; sein Heimatstädtchen Cabernet in Vaulcuse hat ihm ein Standbild errichtet. Er hat bei Arcole in einer höchst kritischen Lage ein Signal gegeben, das die österreichische Niederlage besiegelte. Seit 33 Stunden stand Bonaparte mit 15000 Mann im Kampfe gegen 40000 Oesterreicher. Da beobachtete der kleine Trommler in der Morgendämmerung, wie dichter Rauch dem Feind die Ansicht verhüllte; er machte seinen Sergeanten darauf aufmerksam und meinte: „Man müßte von der anderen Seite des Flusses kommen!“ „Kannst du schwimmen?“ fragte der Sergeant. „Ich glaube wohl.“ „Also los!“ „Aber meine Trommel wird naß werden!“ „Lege sie auf meinen Tornister und trommel!“ Und so geschah es. Als die Oesterreicher das Trommelsignal hörten, glaubten sie, sie würden einem Heere gegenüber, das sie umginge, und sie ließen auf ihrem eiligen Mühsage sogar die Kanonen im Stich, welche die Brücke beschoßen. Die Grenadiere stürzten hierauf mit Bonaparte an der Spitze dem kleinen Trommler nach und Arcole wurde genommen. Etienne erhielt Trommelschläge aus Gold und Eisen. Später verließ ihm auch noch Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion.

Humoristisches.

— **Ein aufregender Vorfall.** Aus Budapest berichten dortige Blätter über einen aufregenden Vorfall, der über die schweren Sorgen und Klammern nicht verbreitet, von denen die Hofleute und die Staatsmänner, denen man das Geschick eines Reiches anvertraut, heimgeheimt werden: „Anlässlich der Abschiedsaudienz des Kabinetts Lisza trat den Ministern, als diese im Gässemarsh die Treppen der Hofburg in Offen hinausstiegen, ein hoher Hofbeamter entgegen und rief:

„Erzählen Sie, ein großes Malheur ist geschehen. Die Erzellenzen haben die Bänder ihrer großen Orden angelegt. Jetzt aber ist Hoftrauer und während der Hoftrauer dürfen die Ordensbänder nicht angelegt werden!“

Der Hofbeamte hatte vollkommen recht. Ladislaus Lukacs, Karl Hieronymi und Graf Schuen-Heberward hatten ihre Ordensbänder um die Westen angelegt.

„Da kann man leicht helfen“, sagte Lukacs, „jetzt habe ich kein Ordensband mehr.“

Mit diesen Worten knüpfte er seinen Grad zu. Dasselbe tat Hieronymi. Graf Schuen nahm das Ordensband herab und ließ es in der Tasche verschwinden. Weiter ging der Marsch der verabschiedeten Minister unter Liszas Führung. Sie waren bereits vor dem Empfangszimmer des Monarchen angelangt, als ein noch höherer Hofbeamter herbeistürzte und rief:

„Am Gotteswillen, Erzellenzen, was haben Sie da angerichtet, zu den Abschiedsaudienzen muß man mit den Bändern der großen Orden erscheinen!“

Ladislaus Lukacs lächelte. „Natürlich“, sagte er und knüpfte den Grad wieder auf, „hier habe ich ja mein Ordensband“. Das gleiche tat auch Karl Hieronymi, während Graf Schuen-Heberward seinen Großorden aus der Tasche zog und neuerlich umlegte. Welcher von den beiden Hofbeamten Recht gehabt hat, wissen die verabschiedeten Minister heute noch nicht. Jedenfalls aber ist es dem Grafen Lisza hierbei am besten gegangen: er kam und ging ohne Ordensband — er hat nämlich keines!

— **Im Anschauungsunterricht** bespricht der Lehrer die Tasse und fragt die Schüler nach den verschiedenen Aufschriften, die man auf Tassen lesen kann. „Dem guten Kinde“, „Der lieben Mutter“, „Dem Silberpaare“, „Aus Liebe“ usw. „Nachdem nun alles auf Tassen möglich erreicht ist, hebt noch ein ganz kleiner Würdige die Hand hoch und sagt: „Meine Mutter brachte einmal eine Tasse mit; da stand drauf: „Wahnhof Eilenburg.“

Buchdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, G. u. E., Karlsruhe i. B.

